Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 34. Posen, den 20. August. 1893.

Die Erbtante.

Humoristische Erzählung von Modernikus.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Berlau erinnerte sich endlich daran, daß er noch ohne Abendbrot war. Dies pflegte er sonst im „Preußischen Hof“ einzunehmen, heute aber wollte er sich nicht mehr aus seiner Wohnung entfernen, schon um seine Rolle als Patient durchzuführen. Er klingelte deshalb seiner Aufwärterin, um sich seine Portion aus dem Hotel holen zu lassen, aber die Frau war schon nach Hause gegangen. Glücklicherweise fand der Hungrige noch ein paar Wurstscheibchen, die von seinem Frühstück übrig geblieben waren. Nachdem er sie verzehrt hatte, streckte er sich wieder auf sein Sopha hin und überließ sich seinen Gedanken. — —

Mit einem Mal ertönte die Klingel draußen auf dem Flur.

„Na endlich!“ Mit diesen Worten eilte Berlau hinaus und riß die Flurthür auf.

Vor ihm stand ein junger Mensch mit einem kleinen Brief in der Hand:

„Für Herrn Rechtsanwalt Berlau,“ sagte er, indem er höflich die Mütze abnahm.

Berlau erkannte auf den ersten Blick die Handschrift seines Freundes. Er gab dem Boten das übliche Trinkgeld und zog sich dann auf sein Zimmer zurück. Hastig riß er den Briefumschlag auf. Er fand darin eine Visitenkarte seines Freundes und auf der Rückseite nur die Worte:

„Bis jetzt geht alles gut; erwarte mich heute nicht mehr.“

Diese kurze Botschaft ließ zu Vermuthungen einen weiten Spielraum. Doch der kommende Morgen mußte ja Gewißheit bringen! Mit diesem Trost suchte der arme Delinquent endlich sein Lager auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Berlau, etwas spät, am andern Morgen, in einen bequemen, türkischen Schlafrock gehüllt, sein elegant eingerichtetes Wohnzimmer betrat, dampfte der Kaffee bereits auf seinem Tisch. Er schenkte sich die Tasse voll, schlürfte mit Behagen den braunen Trank, steckte sich eine Zigarre an und langte dann nach dem Stoß von Briefen, welche neben dem Kaffeebrett aufgeschichtet lagen.

Einen nach dem andern überflog er ohne besonderes Interesse, indem er dabei ruhig weiter rauchte. Plötzlich aber ließ er die Zigarre fallen:

„Ein Brief aus Ostheim? Was hat das zu bedeuten?“

Mit nervöser Hast riß er den Umschlag ab und begann zu lesen, und je weiter er las, desto finsterer wurde seine Miene, endlich sprang er erregt in die Höhe:

„Nein, das ist ja rein zum Tollwerden!“

Damit warf er den Brief auf den Tisch und lief ein paar Mal in dem Zimmer auf und ab. Nun nahm er das Schriftstück wieder zur Hand, und dann — wie um sich zu überzeugen, ob er vorher auch richtig gelesen — begann er den Brief sich selbst noch einmal halblaut vorzulesen:

„Geehrter Herr!

Gestern hat Herr Sanitätsrath Sperling, auf der Rückreise nach M . . . begriffen, im „Blauen Löwen“, wie früher schon oft, übernachtet. Als ich mich nach seiner Tochter erkundigte, mit der ich von der Schule her befreundet bin, erzählte er mir, daß Sie sich mit ihr verloben werden.

Es fällt mir selbstverständlich nicht im Traume ein, mich Ihren Plänen in den Weg zu stellen. Ob man freilich besondere Ursache hat, meiner Freundin zu der Eroberung, die sie an Ihnen gemacht hat, Glück zu wünschen — das ist eine Frage, deren Beantwortung ich ruhig dem Urtheil aller anständig denkenden Menschen überlassen kann.

Wanda Brand.“

Und wieder warf der Rechtsanwalt den Brief auf den Tisch und begann von neuem sein ruheloses Hin- und Hergehen, in tiefem Unmuth nur dann und wann einen abgerissenen Satz hervorstoßend:

„Eine schöne Bescherung das!“ — — — „Also mit Wanda ist's aus, rein aus.“ — — — — — — — —

Endlich wandte er sich zu seinem Schreibtisch und holte das Billet hervor, welches ihm Dr. Münch am vorhergehenden Abend geschrieben hatte:

„Alles geht gut.“ — „Ja, was heißt denn „gut“? Da sieht man 'mal wieder, wie unbestimmt und wandelbar unsre moralischen Begriffe sind! Was gestern „gut“ war, nämlich der Rückgang meiner Verlobung mit Fräulein Sperling, das wäre ja nunmehr — — ich wage den Gedanken gar nicht auszudenken.“

Dieser Mühe wurde er in der That durch den Eintritt eines wohlfrisirten, mit Sorgfalt gekleideten jungen Mannes überhoben. Es war Jean, der Oberkellner aus dem „Preußischen Hof.“

„Eine Empfehlung vom Herrn Posthalter Schwalbe, und wenn der Herr Doktor nicht heute Vormittag herüberkämen in den Preußischen Hof, würden die Herren, zur Strafe für das Ausbleiben gestern Abend, dem Herrn Doktor auch noch den Frühschoppen auf die Rechnung setzen lassen."

„Wie so denn," fragte Berlau mit unsicher vibrirender Stimme, „auch noch den Frühschoppen? Haben denn die Herren außerdem schon etwas auf meine Kosten getrunken?"

„Ei freilich, gestern Abend zwei Champagnerbowlen zur Verlobungsfeier. Der Herr Doktor haben ja nichts abbestellt."

„Das hab' ich rein vergessen. Und die Bowlen haben sie ohne mich ausgetrunken?"

„Nun ja, die anderen Herren wollten nicht recht 'ran, aber der Herr Posthalter sagte, Sie würden schon noch kommen, und da die Bowlen doch einmal angesetzt wären, müßten sie auch ausgetrunken werden."

Noch ehe der arme Rechtsanwalt die Tragweite dieser inhaltschweren Mittheilung völlig ermessen konnte, ging die Thür abermals auf, und Dr. Münch, von dem bescheiden sich zurückziehenden Kellner ehrfurchtsvoll begrüßt, trat in das Zimmer seines Freundes.

„Endlich," rief dieser ihm entgegen, „endlich kommst Du! Nun sag' mir 'mal bloß, wo hast Du denn die ganze Nacht über gesteckt?"

„Ich habe im Haus des Sanitätsraths übernachtet."

„Was?" rief Berlau, indem er die Augen weit aufriß, „beim Sanitätsrath? Nun brat' mir aber einer einen Storch! Ich hätte es viel natürlicher gefunden, wenn er Dich zum Hause hinausgeworfen hätte."

„Anfangs sah es auch ganz danach aus," versetzte der Doktor, „aber im rechten Augenblick kam mir ein rettender Gedanke, und nunmehr ist alles aufs Beste geordnet."

„Was meinst Du damit, „aufs Beste geordnet?"

„Den Wünschen aller Betheiligten entsprechend."

„Wie soll ich das verstehen? War denn auf jener Seite auch der Wunsch vorhanden, daß ich meine Bewerbung zurückzöge?"

„Von vornherein wohl nicht — doch, ich will Dir den Hergang rasch im Zusammenhang erzählen. Gleich nach meiner Ankunft hierselbst ließ ich mich beim Sanitätsrath anmelden. Ich fand den alten Herrn allein und einigermaßen verwundert über diesen Besuch zu so ungewohnter Stunde. Ich wußte ihn jedoch mit der dringenden Veranlassung, Deinem plötzlich eingetretenen Unwohlsein, genügend zu begründen."

„Was," sagte der alte Herr, „der Rechtsanwalt ist unwohl und muß das Zimmer hüten? Das kommt mir sehr ungelegen! Da muß ich gleich selbst 'mal nachsehen. Wahrscheinlich hat er sich überarbeitet — na, ein paar Tropfen Tonicum werden ihm schnell wieder auf die Beine helfen — Sperling's Tonicum, alles andere ist Kokelmokel," rief er, im Stil seiner Zeitungsreklamen. Damit griff er nach seinem Hut und wollte zu Dir eilen.

Ich hielt ihn zurück.

„Entschuldigen Sie, Herr Rath" — sagte ich — „bei meinem Freund scheint es sich leider mehr um ein seelisches Leiden zu handeln. Er sieht sich in einen schweren inneren Konflikt verwickelt, in einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht" — —

„Einen Kampf zwischen Liebe und Pflicht?" sagte er, indem er mich verwundert ansah. „Wollen Sie nicht die Güte haben, Sich etwas näher zu erklären?"

Auf diese Aufforderung hatte ich ja nur gewartet.

„Als mein Freund" — sagte ich — „im vorigen Herbst hierher nach M . . . kam, war sein Herz nicht mehr frei. Da aber seiner Verbindung mit der jungen Dame, die er liebte, unübersteigliche Hindernisse entgegenstanden, so fügte er sich endlich dem Wunsch seiner Angehörigen, die ihn gern bald verheirathet sähen, und warb um Fräulein Käthe, Ihre Tochter. Inzwischen aber haben sich die Verhältnisse, welche früher seine Verbindung mit jener Anderen unmöglich machten, vollständig geändert, und deshalb, Herr Rath" — —

„Und deshalb" — unterbrach er mich — „will er meiner Tochter den Laufpaß geben — bei seiner Denkart ja ganz begreiflich. Aber wie Sie, ein anständiger und vernünftiger Mann, Sich dazu hergeben können, seine Handlungsweise durch Ihre Mitwirkung gewissermaßen moralisch rechtfertigen zu wollen, das geht denn doch über mein Begriffsvermögen."

„Nun Herr Rath," entgegnete ich pikirt, „ich habe anfangs alles aufgeboten, meinen Freund bei seiner Pflicht zu erhalten. Aber was kann ich dafür, daß seine Liebe zu der Anderen so stark ist? Was übrigens Ihr Fräulein Tochter anbetrifft — ich weiß ja nicht, was sie für meinen Freund empfindet — aber für sie wäre es jedenfalls das größte Unglück, wenn sie ihn heirathete und hinterher bemerken müßte, daß sein Herz einer Andern gehört."

„So", rief er zornig, „und die Blamage, die uns, und insbesondere meiner Tochter, durch den Rücktritt dieses Bewerbers zugefügt wird, achten Sie denn die für nichts?"

„Eine Blamage," sagte ich, „wo soll denn die herkommen? Wer weiß denn außer den zunächst Betheiligten etwas davon, daß Berlau um Fräulein Kaethe angehalten hat?"

„Augenblicklich weiter niemand, aber morgen früh weiß es die ganze Stadt. Ich habe vor einer Stunde herumgeschickt und unsre sämmtlichen Verwandten auf heut Abend zur Verlobungsfeier meiner Tochter eingeladen."

Wie zur Bestätigung seiner Mittheilung steckte in demselben Augenblick ein Dienstmädchen den Kopf durch die Thürspalte:

„Herr Rath — Meyers sind schon da."

„Gut, ich komme gleich hinunter; meine Tochter soll sie einstweilen empfangen."

„Nun, Sie kluger Mann," wandte er sich jetzt wieder an mich, „was für einen Trostesbalsam haben Sie nun für mich in Bereitschaft? Geben Sie mir einen Rath, wie soll ich den Leuten unten gegenübertreten?"

Ich mußte zugeben, daß seine Lage äußerst peinlich sei.

„Herr Rath," fragte ich, eigentlich nur um überhaupt etwas zu sagen, „wissen Ihre Verwandten, mit wem sich Fräulein Kaethe verloben soll?"

„Den Namen hab' ich nicht genannt. Sie wissen ja, Berlau ist evangelisch, und ich wollte daher, um allem Gerede aus dem Wege zu gehen, mit einer vollendeten Thatsache vor die Familie hintreten."

Jetzt erhob sich plötzlich im Vorzimmer ein großer Lärm. Der Sanitätsrath eilte hinaus, um Ruhe zu stiften, ließ aber die Thür halb offen hinter sich, so daß ich alles hören konnte, was draußen verhandelt wurde.

„Vater," sagte eine Stimme, die ich als diejenige des Sekundaners Fritz Sperling erkannte, „Vater, Meyers haben der Kaethe zu ihrer Verlobung gratulirt, und sie flennt und sagt, sie wüßte von nichts."

„Ja, und Knickebeins," fügte ein zweiter Sperling hinzu, „Knickebeins, die eben gekommen sind, haben ihr auch gratulirt und gesagt, sie solle sich mit dem jungen Rechtsanwalt verloben, weißt Du, mit dem, der immer so fein aussieht, wie die Herren im Modejournal."

„Und ich," sagte in weinerlichem Ton der Kleinste, „ich habe behauptet, daß sie sich mit dem Onkel Münch verloben wird, und dafür hat mir die Kaethe eine Ohrfeige gegeben, und ich habe doch vor einer halben Stunde den Onkel Münch ins Haus kommen und zu Dir hinaufgehen sehen." .

Da kam es auf einmal über mich wie eine Erleuchtung von oben. Ich trat zu ihnen in das Vorzimmer.

„Ja, Hänschen," sagte ich, „Du hast doch Recht gehabt, Onkel Münch ist's — vorausgesetzt, daß Sie, Herr Sanitätsrath, mich als Ersatzmann annehmen wollen" — —

„Das Uebrige kannst Du Dir denken. Mit Triumphgeschrei zogen mich diese ausgelassenen Jungens hinunter in das Gesellschaftszimmer, und ein paar Minuten später hielt ich eine in süßer Scham erröthende glückliche Braut in meinen Armen" — —

In seinem Eifer hatte der gute Doktor gar nicht bemerkt, wie die Miene seines Freundes im Verlauf dieses Berichts immer finstrer wurde. Jetzt, wo er zu Ende war, fiel ihm sein Gesichtsausdruck denn doch auf.

„Nun," sagte Münch, „Du siehst ja so finster drein, als ob Dir ein Meteorstein in die Suppe gefallen wäre. Habe ich meine Sache nicht sehr gut gemacht?"

„O ja, freilich — aber mit der Verlobung hättest Du Dich nicht so zu beeilen brauchen. Indessen" — —

Ein Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

„Aber was ist denn heute nur los? Das geht ja wie in einem Taubenschlag. Herein!"

Im Rahmen der geöffneten Thür präsentirte sich ein junger Herr, vollständig in groß karrirte Stoffe gekleidet, mit einem Wachstuchpacket unter dem Arm.

„Herr Rechtsanwalt Berlau zu sprechen?"

„Gewiß. Womit kann ich dienen?"

„Habe die Ehre, mich vorzustellen: Jules Meyer vom Hause Schulze, Wagner und Cie., Abtheilung für Hochzeitsaussteuern," antwortete das wandelnde Schachbrett und begann zugleich sein Wachstuchpacket zu öffnen. „Hörte im Hotel, daß der Herr Rechtsanwalt sich verlobt hätten, und da wollte ich nicht verfehlen, Ihnen unsre Musterkollektion" — —

„Lassen Sie den Plunder nur drin," rief Berlau ungeduldig.

„Plunder, mein Herr? Sehen Sie, solche Gardinen können Sie nur von uns beziehen. Halte mich überzeugt, wenn Ihr Fräulein Braut dieses reizende Dessin sieht" — —

„Aber zum Donnerwetter, mein Herr" — schrie Berlau wüthend — „ich sagte Ihnen ja, daß ich nichts brauchen kann."

„Der Herr Rechtsanwalt haben Sich also schon versehen" — sagte sich zurückziehend der Jünger Merkurs. — „Aber der Herr Rechtsanwalt sollten auch an die Zukunft denken; unser Lager in kleinen Ausstattungen" — —

„Hinaus," brüllte Berlau, kirschroth vor Zorn, und griff nach dem vor ihm stehenden Briefbeschwerer. Glücklicher Weise fiel ihm Dr. Münch in die Arme, sonst wäre das wenig rittermäßige Geschoß dem eiligst Verschwindenden noch nachgeflogen.

„Aber um Himmels willen, Berlau, mäßige Dich doch! Was hat Dir denn der Mann gethan? Diese Wuth! ich begreife Dich gar nicht."

„Nun, dann lies einmal gefälligst diesen Brief, vielleicht wirst Du dann meine Stimmung begreiflich finden."

„Aha, von Fräulein Brand" — sagte Münch, indem er das Schreiben entfaltete. Gleich darauf aber sprang er in die Höhe, schleuderte den Brief heftig fort und rief:

„Donnerwetter noch 'mal — das ist ja ganz gegen alle Verabredung! So etwas kann einem ja die eigene Freude ganz und gar verderben."

„Nicht wahr, es ist hart" — jammerte der Rechtsanwalt — „gestern noch mehrfacher Bräutigam und jetzt — — Nein, es giebt keine Liebe und keine Treue mehr auf der Welt."

„Na beruhige dich nur" — sagte der Freund in theilnehmendem Tone — „das muß wieder eingerenkt werden. Fräulein Brand wird doch mit sich reden lassen! Hier ist meine Hand darauf — ich und der Sanitätsrath, wir werden alles aufbieten, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Aber jetzt muß ich fort, meine Verlobungskarten zu bestellen. Heute Mittag sollen wir beide — natürlich im engsten Familienkreis — bei Sanitätsraths speisen: meine kleine Braut möchte doch gern dem Urheber ihres Glücks ihren Dank abstatten." — — —

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Bring' mir mal meine Stiefeln herein, Häring!" rief Löwenbrand aus dem Nebenzimmer, und während der Stubenbursche die Stiefeln hereintrug, trat der Kapitän rasch auf Fräulein Berg zu und sagte, sich verbeugend, nicht ohne Malice:

„Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, mein Fräulein, ich bin der alte griesgrämige Onkel, von dem Sie voraussetzten, daß er nach jenem Lande abgesegelt sei, „von deß' Bezirk kein Wandrer wiederkehrt." — Wie Sie sehen, bin ich noch nicht abgereist, ich lebe noch und erfreue mich einer ausgezeichneten Gesundheit."

Das Gesicht der Schauspielerin überflog eine tiefe Röthe, und nur mühsam hielt sie sich an der Lehne des Stuhls aufrecht, während sie stotterte: „Ich konnte nicht ahnen — Ihr Herr Neffe — ich bin so bestürzt — Vergeben Sie" —

„Was soll ich Ihnen vergeben? Sie kannten mich ja nicht, und wenn ich keine angenehme Erinnerung in Ihrer Phantasie hinterlassen habe, so trägt mein saubrer Herr Neffe die Schuld daran, der mich wahrscheinlich Ihnen gegenüber als alten Störenfried und Spielverderber geschildert hat. Was? Nun, ich denke, Sie werden Ihr Urtheil mildern, nachdem ich die Ehre gehabt, mich Ihnen zu präsentiren."

Bei diesen letzten Worten zwirbelte der alte Geck die Spitzen seines Schurrbartes, wiegte sich in den Hüften und fuhr mit der Hand durch den wohlgepflegten, noch immer vollen Haarwuchs, wobei er sie mit zärtlichen Blicken auf diese beaux restes seiner einst vielbewunderten Persönlichkeit aufmerksam zu machen bemüht war.

Ohne Notiz davon zu nehmen, fragte Fräulein Berg: „Aber wo ist Eduard? — Er ist doch nicht krank? Seit unserer Ankunft hier erwarte ich ihn."

Der Kapitän zuckte die Achseln und nahm wieder seine malitiöse Miene an. „Je, nun, mein Fräulein, unter den — gegenwärtigen Umständen ist er nicht mehr sein freier Herr, seine Zeit gehört ihm nicht mehr."

„Und warum nicht?"

Der Kapitän zögerte absichtlich.

„Nun?"

„Er ist verheirathet!" platzte er endlich rücksichtslos heraus.

„Verheirathet?!" wiederholte sie außer sich und sank auf einen Stuhl. „Eduard mir treulos!? — O, über die Erbärmlichkeit der Männer!"

„Entschuldigen Sie, wenn ich mir erlaube, meinen Neffen zu vertheidigen. Er war Ihnen treu, wies alle Heirathsvorschläge, die ich ihm machte, standhaft zurück, und entschloß sich erst dann, mein Mündel zu heirathen, als Sie selbst, mein Fräulein, ihn aufgegeben hatten."

„Ich — ihn aufgegeben?" fragte erstaunt Fräulein Berg.

Man konnte dem alten Kapitän die Schadenfreude ansehen, die es ihm gewährte, jetzt den Hauptschlag zu führen, als er erwiderte: „Das mußte Eduard wohl annehmen, nachdem er erfahren, daß ein junger russischer Fürst seinen Platz in Ihrem Herzen eingenommen."

Fräulein Berg zuckte zusammen und preßte die Hand auf die Brust, ohne zu antworten. Der Kapitän fuhr triumphirend fort: „Sie haben also wohl kaum ein Recht, meinem Neffen Vorwürfe zu machen, und nachdem ich das Vergnügen gehabt, die liebenswürdige Künstlerin persönlich kennen zu lernen, würde ich beglückt sein, ihr mein Herz und mein nicht unbedeutendes Vermögen, wenn auch nicht als Ersatz für das Verlorene — denn dazu fehlt mir leider ein Requisit, die Jugend — so doch als eine geringe Entschädigung zu Füßen legen zu dürfen!"

Fräulein Berg hatte sich erhoben und maß ihn mit verächtlichem Blick. „Es ist weit mit mir gekommen, wenn der erste Beste das Recht zu haben glaubt, einer Dame ein so beschimpfendes Anerbieten machen zu dürfen."

„Nicht doch, mein gnädiges Fräulein, ich meine es ernsthaft, und wenn ich Ihnen auch keinen Fürstentitel anzubieten habe." —

„Nicht weiter, mein Herr! Ich würde es unter meiner Würde halten, Ihnen darauf zu erwiedern, wenn ich es nicht Ihres Neffen wegen, der Sie zu seinem Abgesandten erwählte, für nöthig erachtete. Fürst Baronski hat mir nie seine Hand angetragen, da er wußte, daß mein Herz nicht mehr frei war. Er umgab die Künstlerin mit allen Beweisen von Hochachtung, Verehrung und Freundschaft, aber niemals hat er gewagt, mich mit schamlosen Anträgen zu verfolgen; dazu war er zu sehr Kavalier, zu ritterlich. Ich habe Ihrem Neffen gegenüber mein Wort gehalten und verlange deshalb mit Recht, daß er jetzt auch das seine einlöst, das er mir auf seinem Dokumente verpfändet hat. Ihr Märchen von seiner Verheirathung glaube ich Ihnen nicht. Ein Ehrenmann übernimmt keine neue Verpflichtung, bevor er die alten gelöst hat." —

Der Kapitän war jetzt in einer fatalen Klemme. An das kompromittirende Papier hatte er in seiner Verliebtheit gar nicht mehr gedacht, und doch sollte die Rückgabe desselben gerade der Zweck seines Besuches sein. Nachdem er es so wenig verstanden, seine diplomatische Mission mit Geschick durchzuführen, daß er sich, wie ein alter Komödienonkel, von der Schönheit der Künstlerin hatte hinreißen lassen, kam er nun auf den unglücklichen Gedanken, der so tief gekränkten Dame für die Ueberlassung des Dokumentes ohne weiteres eine Summe Geld zu bieten, wodurch er natürlich dem Fasse den Boden einschlug.

Ehe die aufs Aeußerste empörte Künstlerin darauf eine Antwort zu geben vermochte, erschien Löwenbrand, der mit Häring im Hintergrunde des Zimmers den Auftritt mit angehört hatte, einen

Spazierstock in der hocherhobenen Hand, und pflanzte sich dicht vor dem Kapitän auf, indem er mit Donnerstimme rief:

„Schande Dir, La Hire!
— — — — — — —
Mit Männern kämpfe,
Nicht mit Jungfrau'n!"

Der Kapitän starrte ihn verblüfft an, doch Löwenbrand, nachdem er die besorgte Kollegin beruhigt und bei Seite gedrängt hatte, fuhr in ruhigem Tone fort:

„Mein Herr, Sie sind ein ganz erbärmlicher Feigling!"

Der Kapitän wollte aufbrausen, doch Löwenbrand wiederholte unbeirrt: „Ja, ja, ein Feigling, da Sie dieser Dame, meiner Kollegin, in der Meinung, sie sei ohne Schutz, mit Drohungen und schimpflichen Anträgen zu nahen wagten."

„Welche Sprache erlauben Sie sich mir gegenüber?" rief nun der Kapitän in hochmüthigem Tone. „Wissen Sie, wer ich bin? — Wären Sie satisfaktionsfähig, Sie sollten Ihr Benehmen büßen, aber," schloß er verächtlich, „mit einem Komödianten — — —"

Löwenbrand ließ ihn nicht aussprechen, rasch trat er auf ihn zu und versetzte ihm mit seinem Handschuh einen Schlag ins Gesicht Der Kapitän, schäumend vor Wuth, war mit einem Fluch zurückgefahren, während Häring und Fräulein Berg Löwenbrand zu beruhigen suchten, und rief:

„Den Schimpf sollen Sie mir theuer bezahlen!"

„Stehe zu Ihrer Verfügung," erwiderte Löwenbrand trocken, „und damit Ihre Bedenken wegen meiner Person sich beruhigen, so lasse ich den „Komödianten Löwenbrand" ganz aus dem Spiele und gebe mir die Ehre, mich Ihnen als den ehemaligen Studiosus der Rechte Brand vorzustellen. Hier meine Karte; Herr Häring wird mein Sekundant sein und Zeit, Ort und Waffen mit Ihrem Kartellträger verabreden."

Der arme Häring wurde todtenbleich; er wußte zwar nicht, was er bei der Affaire zu thun haben werde, aber er glaubte, daß es etwas Schreckliches sein müsse.

Der Kapitän ergriff zitternd vor innerer Erregung seinen Hut und wollte sich schweigend entfernen, allein Löwenbrand vertrat ihm den Weg und forderte ihn auf, sich erst zu erklären. So, gewaltsam gedrängt, gab er seine Karte ab und versprach, noch im Laufe des Tages seinen Sekundanten senden zu wollen.

Löwenbrand verbeugte sich zum Zeichen des Einverständnisses und riß die Thür weit auf: „Also, auf Wiedersehen, Herr Kapitän, auf dem Kampfplatze!"

Der Kapitän hörte ihn nicht mehr; ohne sich von Fräulein Berg zu verabschieden, kletterte er tastend die dunklen, steilen Treppen hinunter, auf jedem Absatz stehen bleibend, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

„Nun zu unserm Spaziergang, liebe Freundin!" rief Löwenbrand, in das Zimmer zurückkehrend, und knüpfte sich munter, als wäre nichts vorgefallen, seine Kravatte vor dem Spiegel.

„Um's Himmelswillen, lieber Löwenbrand, Sie wollen sich meinetwegen duelliren?" rief Fräulein Berg, „das kann ich, das werde ich nie zugeben!"

In diesem Augenblick vernahm man draußen ein donnerähnliches Gepolter, wie wenn auf einer Kegelbahn „Alle Neun" geworfen werden.

Fräulein Berg und Häring horchten erschrocken auf, nur Löwenbrand ließ sich in seiner Arbeit nicht stören und sagte trocken: „Ich glaube, da hat jemand den Hals gebrochen. Sieh doch 'mal nach, Häring!" und als dieser sich ängstlich der Thür zuwendete, rief er ihm pathetisch nach:

„Ich folge Dir, sobald ich kann!"

IV. Kapitel.

Seit den geschilderten Vorgängen war fast der halbe Winter vergangen.

Direktor Hurray hatte Häring bei seinem ersten Debüt als „Armer Poet" umgetauft; der Theaterzettel und seine Kollegen nannten ihn jetzt Döring, Theodor Döring, ein Name, der ihm auch bis zu seinem Grab verblieb und von ihm mit Ruhm und Ehren aller Art bedeckt werden sollte. — Einstweilen war dazu noch wenig Aussicht vorhanden. Das erste Auftreten fiel leider nicht so günstig aus, wie man es nach dem Fleiß und Eifer des jungen Mannes wohl erwartet hätte. Ein Kritiker der damaligen Zeit (Dr. Boas) traf wohl das Richtige, wenn er annahm, daß der „Lorenz Kindlein" überhaupt keine Aufgabe für einen Anfänger sei, dem die erforderliche Gemüthstiefe und Charakterisirungskunst in Folge der großen Jugend noch nicht zur Verfügung stehen könnten. Dafür entwickelte sich bei Döring merkwürdiger Weise die große Begabung für komische Rollen, in denen er sich stets, wenn er auch nur in zweiter Reihe stand, Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verschaffen wußte; namentlich erzielte er in der Darstellung von Juden, die er mit besonderer Vorliebe spielte, große Erfolge. Dies war besonders in dem Schauspiel von Cumberland, „Der Jude" der Fall, worin er den „Jabal", den hungernden Diener des Juden, meisterhaft wiedergab.

Seine Beziehungen zu Löwenbrand waren nach und nach die intimsten geworden; selbst das trauliche „Du" wurde zwischen beiden getauscht. Trotzdem putzte der Freund dem Freunde noch jeden Morgen die Stiefel und braute ihm den Kaffee. Dem großen Künstler auch seinen Heldenmuth zu beweisen, indem er ihm Sekundantendienste leistete, war ihm leider nicht vergönnt. Der erwartete Sekundant des Kapitäns Wildenberg hatte es vorgezogen, sich nicht sehen zu lassen, und als Döring am folgenden Tage Nachforschungen anstellte, war die Villa verschlossen und ein alter Gärtner meldete, daß die ganze Familie für längere Zeit eine Reise nach Wien unternommen habe.

Trotz aller angewendeten Vorsichtsmaßregeln hatte Eduard schließlich einer heftigen Szene mit seiner Frau nicht zu entgehen vermocht. Ein an Eduard Wildenberg adressirter Brief wurde durch Frau Becker in der Villa abgegeben und erregte sofort den Argwohn Emmy's; sie öffnete ihn und fand darin jenes Eheversprechen, welches Eduard, allerdings vor Jahren, dem Fräulein Karoline Berg gegeben hatte und das ihm diese nun großmüthig zerrissen zurücksandte. Von nun an war der Aermste ganz und gar der Herrschaft des Pantoffels unterworfen, und wagte er ja einmal, das unerträgliche Joch abzuschütteln, so stand Frau Wildenberg, wie weiland Shylock, auf ihrem Schein, indem sie das zerrissene Dokument vorwies und ihn damit wieder zahm machte.

Bromberg stand damals, wie auch heute noch, in dem Ruf, nicht sehr theaterlustig gesinnt zu sein. Die Direktion Hurray mußte es schmerzlich genug empfinden, daß dieser Ruf die Wahrheit besagte, zumal da sie eine Truppe engagirt hatte, die durch ihre große Zahl den Etat außerordentlich belastete; namentlich war die Oper eine zu kostspielige Unternehmung, um auf dauernden Bestand rechnen zu können. Die gesammten Mitglieder wurden deshalb durch ein Zirkular davon in Kenntniß gesetzt, daß Direktor Hurray in Folge der schlechten Einnahmen beschlossen habe, die Oper ganz aufzulösen, und auch einen Theil des Schauspielerpersonals zu entlassen, und daß er in Zukunft nur noch mit den hervorragendsten Mitgliedern des Schauspiels sich auf eine Tournée durch die bedeutenderen Städte Ost- und Westpreußens begeben werde.

In jedem Kontrakte war für solche Fälle eine vierzehntägige Kündigung vorgesehen, so daß der Direktion das Recht zu dieser Maßregel vollkommen zustand. Nichtsdestoweniger aber war sie grausam für die davon Betroffenen, denn man stand mitten im Winter und war entfernt von andern Theaterunternehmungen.

Wider Erwarten befand sich unter denjenigen, welche die Kündigung erhielten, auch Theodor Döring, was um so mehr überraschen mußte, als er sich durch seine große Verwendbarkeit und Vielseitigkeit der Direktion sehr nützlich zu machen verstand und nie einen Anlaß zur Klage gegeben hatte.

Der Grund der Kündigung war folgender: Der „kleine David", der Theater-Inspizient, war gefährlich erkrankt und Hurray wollte Döring an dessen Stelle setzen. Dieser Zumuthung widerstrebte aber der junge Mann mit größter Entschiedenheit; sein Künstlernaturell empörte sich dagegen, allabendlich statt auf der Bühne vor dem Publikum, mit dem Scenarium in der Hand hinter den Kulissen zu wirken, den Gang der Handlung eines Stückes zu überwachen, die verschiedenen Klingelzeichen zu geben, die Statisten abzurichten und was sonst noch zur Aufgabe eines Inspizienten gehört, zu leisten. Der Direktor, durch diese unerwartete Weigerung in Wuth versetzt, fand plötzlich, daß Dörings Organ für die Bühne zu schwach und Gang und Haltung zu nachlässig seien, und kündigte ihm den Vertrag.

Was sollte nun aus dem armen Teufel werden? Die Gage hatte kaum hingereicht, alle seine Bedürfnisse, so genügsam er auch war, zu decken, von Ersparnissen konnte also füglich keine Rede sein. Zwar traten sofort Löwenbrand, die Damen Berg und Detroit und vor Allen die kleine Lili mit kollegialischem Eifer für ihn ein und protestirten gegen eine derartige Ungerechtigkeit der Direktion; aber jede, noch so beredte Fürsprache blieb ohne Erfolg. Döring schnürte sein Bündel; er war auf die Vagabondage angewiesen.

Es dürfte den Lesern nicht unbekannt sein, daß beim Theater im allgemeinen zwar Intriguen, Zwiespältigkeit und gehässige Umtriebe mancher Art nicht fehlen; allein sie verschwinden auch ebenso schnell, wie sie entstanden, wenn es sich darum handelt, für einen erkrankten, oder unverschuldet ins Unglück gerathenen Kollegen einzutreten; da stehen Alle für Einen und vergessen in dieser Gemeinsamkeit jeden Groll und jede Feindseligkeit. So war es auch hier. Als Döring reisefertig war, erschien Löwenbrand und drückte ihm ein Päckchen Silbergeld — das Ergebniß einer Sammlung unter den Kollegen — in die Hand. Man hatte ihm gerathen, sich nach Breslau zu wenden, dessen Theater damals als eines der besten in Deutschland galt, und Frau Detroit war sofort bereit gewesen, ihm dahin einen Empfehlungsbrief an ihren Bruder, den Komiker August Wohlbrück, mitzugeben. Außerdem lagen auf dem Wege die Städte Gnesen, Posen, Glogau und Liegnitz, in denen sich die Möglichkeit bot, eine Theaterdirektion und bei dieser ein Engagement zu finden.

Mit Thränen in den Augen schied Döring von der ersten Station seiner künstlerischen Laufbahn und von den vielen Freunden, die er sich dort erworben. Am schwersten wurde ihm der Abschied von der kleinen Lili, die sich im Anfang nur mitleidsvoll ihm zugewendet hatte; da aber, wie bekannt, Mitleid der Liebe sehr nahe verwandt ist, so konnte es nicht fehlen, daß sich die jungen Leute fanden. Trotzdem die Mutter jede intime Annäherung zu verhindern suchte, verabredeten sie einen geheimen Briefwechsel und gelobten sich Liebe und Treue bis in den Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.